

dtv

Es ist Frühling in Bon Temps, Louisiana, und wieder einmal scheint Sookie Stackhouse Probleme geradezu magisch anzuziehen. Diesmal wird sie Zeugin, als eine Brandbombe auf Sam Merlottes Bar geworfen wird. Alles deutet auf einen Überzeugungstäter hin, der es auf Gestaltwandler abgesehen hat. Doch Sookie glaubt nicht an diese einfache Lösung. Gemeinsam mit Sam versucht sie, den wahren Schuldigen zu finden. Außerdem lässt sie sich unvorsichtigerweise in die komplizierten Pläne der Vampire Eric und Pam hineinziehen, die sich ihres Meisters entledigen wollen. Kurz: Sookie lebt gefährlich wie eh und je!

»Eine magische, schräge Variation auf traditionelle Vampirgeschichten.« (Houston Chronicle)

Charlaine Harris lebt mit ihrer Familie in Arkansas. Sie ist mit ihrer Bestseller-Vampir-Serie um Sookie Stackhouse und der Serie um Harper Connelly, die Tote finden kann, weltberühmt geworden und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Beide Serien erscheinen auf Deutsch bei dtv.

Charlaine Harris

Vampir mit Vergangenheit

Roman

Deutsch von
Britta Mümmler

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Deutsche Erstausgabe 2012
3. Auflage 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2011 Charlaine Harris, Inc.
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Dead Reckoning‹ (Berkley, New York 2011)
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung
eines Fotos von gettyimages/Safia Fatimi
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Palatino 9,5/12,75
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21386-8

Ich möchte dieses Buch dem Andenken meiner Mutter widmen.

Sie hätte es keineswegs seltsam gefunden, dass ihr ein Fantasyroman gewidmet wird, denn sie war mein größter Fan und meine treueste Leserin. Es war so viel Bewundernswertes an meiner Mutter. Ich vermisse sie jeden Tag.



Kapitel I

Die Dachkammer war stets abgeschlossen gewesen bis zum Tod meiner Großmutter. Am Tag danach hatte ich ihren Schlüssel gefunden und den Raum in jener furchtbaren Zeit geöffnet, um nach ihrem Hochzeitskleid zu suchen, denn mir war die verrückte Idee gekommen, dass sie darin begraben werden sollte. Doch schon nach den ersten Schritten hatte ich kehrtgemacht und war wieder gegangen, ohne die Tür hinter mir abzuschließen.

Jetzt, zwei Jahre später, öffnete ich diese Tür erneut. Sie quietschte so unheilverkündend in den Angeln, als wäre es Mitternacht an Halloween und nicht ein sonniger Mittwochmorgen Ende Mai. Die breiten Holzdielen protestierten unter meinen Füßen, als ich über die Schwelle trat. Dunkle Gebilde umringten mich, und ein schwacher Hauch von Moder lag in der Luft – der Geruch alter, längst vergessener Dinge.

Das ursprüngliche Haus der Familie Stackhouse war schon vor vielen Jahrzehnten aufgestockt worden, weil mehr Schlafzimmer gebraucht wurden. Erst als die kinderreichste Stackhouse-Generation immer stärker ausdünnte, hatte man etwa ein Drittel des neuen Stockwerks als Stauraum abgetrennt. Seit Jason und ich nach dem Tod unserer Eltern bei unseren Großeltern gelebt hatten, war die Tür zu dieser Dachkammer immer abgeschlossen gewesen. Gran hatte wohl einfach nicht ständig hinter uns her-

räumen wollen, falls wir die Dachkammer als einen prima Platz zum Spielen auserkoren hätten.

Jetzt gehörte das Haus mir, und der Schlüssel hing an einem Band um meinen Hals. Es gab nur noch drei direkte Stackhouse-Nachkommen – meinen Bruder Jason, mich und den Sohn meiner verstorbenen Cousine Hadley, einen kleinen Jungen namens Hunter.

Ich fuhr mit der Hand durch die schemenhafte Dunkelheit auf der Suche nach einer herabhängenden Schnur, bekam sie schließlich zu fassen und zog daran. Das trübe Licht einer nackten Glühbirne fiel auf jahrzehntealten Krempel der Familie Stackhouse.

Cousin Claude und Großonkel Dermot traten hinter mir ein. Dermot atmete so laut aus, dass es fast wie ein Schnauben klang. Claude blickte düster drein. Er bedauerte bestimmt schon, dass er angeboten hatte, mir beim Ausräumen der Dachkammer zu helfen. Aber ich würde meinem Cousin nicht erlauben, sich aus der Verantwortung zu stehlen, und erst recht nicht, solange noch ein weiterer kräftiger Mann als Helfer da war. Denn noch ging Dermot überall dorthin, wohin Claude ging, sodass ich zwei zum Preis von einem hatte. Doch wer konnte schon sagen, wie lange es bei dieser Konstellation bleiben würde. Heute Morgen war mir plötzlich klar geworden, dass es bald schon zu heiß sein würde, um sich hier oben lange aufhalten zu können. Das tragbare Klimagerät, das meine Freundin Amelia für eins der Schlafzimmer angeschafft hatte, machte es im Wohnbereich erträglich. Aber wir hatten natürlich nie Geld dafür hinausgeworfen, auch noch eins für die Dachkammer zu kaufen.

»Wie wollen wir vorgehen?«, fragte Dermot. Er war blond und Claude dunkelhaarig, und die beiden wirkten wie zwei prachtvolle Statuen. Claude hatte ich mal ge-

fragt, wie alt er sei, und es stellte sich heraus, dass er davon nur eine höchst vage Vorstellung besaß. Elfen behielten die Zeit nicht so im Blick wie wir, aber Claude war mindestens ein Jahrhundert älter als ich. Im Vergleich zu Dermot war er allerdings noch ein Kind, denn mein Großonkel glaubte, mir siebenhundert Jahre vorauszuhaben. Aber es war nicht eine Falte zu sehen, nicht ein graues Haar, nirgends schlaffes Gewebe, bei keinem von beiden.

Da sie sehr viel mehr Elf waren als ich – ich war's nur zu einem Achtel –, schienen wir alle ungefähr im gleichen Alter zu sein, Ende zwanzig. Aber das würde sich schon in ein paar Jahren ändern, wenn ich älter auszusehen begann als meine uralten Verwandten. Obwohl Dermot meinem Bruder Jason wirklich sehr ähnlich sah, hatte ich gestern bemerkt, dass Jason in den Augenwinkeln bereits Krähenfüße hatte. Ein Zeichen des Alterns, das bei Dermot vielleicht nie zu sehen sein würde.

Ich zwang mich ins Hier und Jetzt zurück. »Ich schla-ge vor, wir tragen die Sachen ins Wohnzimmer runter«, sagte ich. »Dort ist es sehr viel heller, und man wird leichter erkennen können, was aufzuheben sich lohnt und was nicht. Und wenn wir alles aus der Dachkammer raushaben, kann ich dort putzen, sobald ihr beide euch auf den Weg in die Arbeit macht.« Claude besaß einen Strip-Club in Monroe, in den er jeden Tag fuhr, und Dermot ging überall dorthin, wohin Claude ging. Wie immer ...

»Wir haben drei Stunden«, stellte Claude fest.

»Dann sollten wir uns an die Arbeit machen«, erwiderte ich mit einem strahlenden, fröhlichen Lächeln auf den Lippen – mein Gesichtsausdruck für alle Fälle.

Ungefähr eine Stunde später hätte ich es mir am liebsten noch mal überlegt, aber es war bereits zu spät, das Ganze abzublasen. (Und der Anblick von Claude und Dermot,

die beide mit nacktem Oberkörper arbeiteten, war auch nicht zu verachten.) Meine Familie lebt in diesem Haus schon, seit es hier im Landkreis Renard Stackhouses gibt. Also seit über hundertfünfzig Jahren. Und wir haben Unmengen an Zeug aufbewahrt.

Das Wohnzimmer begann sich ruckzuck zu füllen. Überall standen Bücherkisten, Koffer voller Kleider, Möbelstücke und Vasen herum. Die Familie Stackhouse war nie reich gewesen, hatte aber offensichtlich stets geglaubt, es würde sich für alles – egal, wie schäbig oder rampogniert es war – schon noch ein Verwendungszweck finden, wenn es nur lange genug aufbewahrt wurde. Sogar die beiden Elfen wollten schließlich eine Pause machen, als sie einen unglaublich schweren Holztisch die schmale Treppe hinunterbugsiert hatten. Wir setzten uns auf die vordere Veranda hinaus. Die beiden Männer hockten sich auf das Geländer, und ich ließ mich in die Verandaschaukel fallen.

»Wir könnten im Garten alles auf einen Haufen werfen und es verbrennen«, schlug Claude vor. Und das sollte kein Witz sein. Claudes Sinn für Humor war bestenfalls verschoben zu nennen, glänzte aber meist durch Abwesenheit.

»Nein!« Ich bemühte mich, nicht so gereizt zu klingen, wie ich mich fühlte. »Dieses Zeug ist wertlos, ich weiß. Aber wenn Stackhouses früherer Generationen meinten, dass es dort oben aufbewahrt werden sollte, schulde ich ihnen zumindest den Gefallen, alles in Augenschein zu nehmen.«

»Liebste Großnichte«, begann Dermot, »ich fürchte, Claude hat ganz recht. Zu sagen, dieser Krempel sei ›wertlos‹, ist noch höflich ausgedrückt.« Wenn man Dermot erst mal reden hörte, wusste man gleich, dass seine Ähnlichkeit mit Jason rein äußerlicher Natur war.

Ich blickte die Elfen finster an. »Für euch beide ist das meiste davon natürlich bloß Sperrmüll, aber für Menschen hat es ja vielleicht noch einen gewissen Wert«, sagte ich. »Ich werde mal die Theatergruppe in Shreveport anrufen und fragen, ob sie irgendwas von den Kleidern oder den Möbeln haben wollen.«

Claude zuckte die Achseln. »So werden wir immerhin etwas los«, erwiderte er. »Aber die meisten Stoffe eignen sich nicht mal mehr als Lumpen.« Wir hatten einige Kartons auf die Veranda hinausgestellt, als im Wohnzimmer langsam kein Durchkommen mehr war, und er stieß mit dem großen Zeh gegen einen davon. Auf dem Etikett stand, dass Vorhänge darin waren, aber man konnte nur noch raten, wie die ursprünglich mal ausgesehen hatten.

»Du hast ja recht«, gab ich zu. Ich stieß mich mit dem Fuß ab und schaukelte einen Augenblick lang vor mich hin. Dermot ging unterdessen ins Haus und kam mit einem Glas Pfirsichtee mit jeder Menge Eis darin zurück. Schweigend reichte er es mir. Ich dankte ihm und betrachtete trübselig all die alten Sachen, die irgendwer einst geschätzt hatte. »Okay, werfen wir alles auf einen Haufen und verbrennen es«, sagte ich und beugte mich doch den Vernunftgründen. »Vielleicht hinterm Haus, dort, wo ich sonst immer das Laub verbrenne?«

Dermot und Claude starrten mich entsetzt an.

»Okay, gleich hier auf dem Kies geht's auch«, sagte ich. Als meine Auffahrt das letzte Mal neu mit Kies ausgestreut wurde, hatte auch der mit Holzlatten eingefasste Parkplatz vor dem Haus eine frische Schicht erhalten. »Ist ja nicht so, dass ich oft Besuch bekomme.«

Als Dermot und Claude schließlich Schluss machten, um sich für die Fahrt nach Monroe zu duschen und umzuziehen, ragte auf dem Parkplatz ein beachtlicher Hau-

fen unnützer Sachen in die Höhe, der nur noch auf eine Fackel wartete. Die Stackhouse-Ehefrauen früherer Generationen hatten auch Unmengen überzähliger Bettlaken und Tagesdecken aufbewahrt, aber die meisten waren im gleichen verrotteten Zustand wie die Vorhänge. Noch mehr bedauerte ich, dass viele der Bücher verschimmelt und von Mäusen angefressen waren. Ich seufzte und warf auch sie auf den Haufen, obwohl mir bei der Vorstellung, Bücher zu verbrennen, gar nicht wohl war. Aber kaputte Möbelstücke, zerschlissene Regenschirme, fleckige Tischsets, ein uralter Lederkoffer voll großer Löcher ... all diese Sachen würde wohl nie wieder jemand brauchen.

Die Fotos, die wir entdeckt hatten – gerahmt, in Alben geklebt oder einzeln –, legten wir in einen gesonderten Karton im Wohnzimmer. Dokumente wurden in einem weiteren Karton gesammelt. Und ich hatte auch ein paar alte Puppen gefunden. Aus dem Fernsehen wusste ich, dass manche Leute Puppen sammelten. Vielleicht waren die ja etwas wert? Es waren sogar ein paar alte Gewehre unter all dem Krempel und auch ein Schwert. Wo genau waren eigentlich die Antiquitätenexperten, wenn man sie mal brauchte?

Später im Merlotte's erzählte ich meinem Boss Sam von meinem Tag. Sam, ein kompakter Mann, der wirklich enorme Körperkräfte besaß, staubte hinter dem Tresen Flaschen ab. Es war nicht viel los an diesem Abend. Ehrlich gesagt, war das Geschäft schon in den letzten paar Wochen nicht mehr so gut gelaufen. Keine Ahnung, ob diese Flaute damit zusammenhing, dass hier in der Gegend mit der Hühnerfarm bald ein großer Arbeitgeber schließen würde, oder eher mit der Tatsache, dass einige Leute plötzlich was gegen Sam hatten, weil er Gestaltwandler war. (Die zweigestaltigen Geschöpfe hatten versucht, den

erfolgreichen Eintritt der Vampire in die menschliche Gesellschaft nachzuvollziehen, aber das war nicht sonderlich gut gelaufen.) Und dann gab's seit Kurzem auch noch eine neue Bar, Vic's Redneck Roadhouse, ungefähr zehn Meilen westlich der Autobahn. Ich hatte gehört, dass das Redneck Roadhouse alle möglichen Sexy-Girl-Wettbewerbe veranstaltete, Turniere im Bierkrug-Pingpong und Werbeaktionen à la »Bring 'nen Kumpel mit, zahl die Hälfte« – so einen richtigen Scheiß eben.

Populären Scheiß. Scheiß, der Gäste in Scharen anzog.

Aber aus welchen Gründen auch immer, Sam und ich hatten Zeit, um über Dachkammern und Antiquitäten miteinander zu reden.

»In Shreveport gibt's einen Laden namens Splendide«, sagte Sam. »Die Besitzer sind beide Gutachter. Die könntest du mal anrufen.«

»Woher weißt du das denn?« Okay, das war vielleicht nicht besonders taktvoll.

»Na ja, ich weiß eben nicht nur, wie man Drinks mixt, sondern auch noch ein paar andere Dinge«, sagte Sam und warf mir einen Blick von der Seite zu.

Ich musste erst mal einen Bierkrug nachfüllen für einen meiner Tische. Als ich mich wieder umdrehte, erwiderte ich: »Klar, du weißt natürlich alle möglichen Dinge. Ich wusste bloß nicht, dass du dich für Antiquitäten interessierst.«

»Tu ich auch nicht. Aber Jannalynn. Im Splendide kauft sie am liebsten ein.«

Ich blinzelte leicht, bemüht, mir meine Verwirrung nicht anmerken zu lassen. Jannalynn Hopper, mittlerweile seit ein paar Wochen mit Sam zusammen, war so wild und grausam, dass sie zur Vollstreckerin des Reißzahn-Rudels ernannt worden war – und das, obwohl sie erst einund-

zwanzig war und die Statur einer Siebtklässlerin hatte. Es fiel schwer, sich Jannalynn dabei vorzustellen, wie sie nach einem antiken Bilderrahmen suchte oder die Maße einer Kommode aus der Kolonialzeit für ihre Wohnung in Shreveport nahm. (Und wenn ich schon dabei bin: Ich weiß nicht mal, wo sie wohnt. Hat Jannalynn eigentlich ein eigenes Haus?)

»Darauf wäre ich im Leben nicht gekommen«, sagte ich und zwang mich, Sam anzulächeln. Ich persönlich war nämlich der Meinung, dass Jannalynn nicht gut genug war für Sam.

Aber das behielt ich natürlich für mich. Ich sag bloß Glashaus, Steine und all das, stimmt's? Schließlich war ich selbst mit einem Vampir zusammen, dessen Mordliste die von Jannalynn mit Sicherheit noch übertraf, denn Eric war über tausend Jahre alt. Und in einem dieser schrecklichen Momente, die einen manchmal zufällig überkommen, wurde mir plötzlich klar, dass jeder der Männer, mit denen ich je zusammen gewesen war – auch wenn das, zugegeben, nur eine kurze Liste ist –, ein Mörder war.

Und ich selbst auch.

Ein Gedanke, den ich sofort wieder abschütteln musste, sonst wäre ich den ganzen Abend lang völlig deprimiert herumgelaufen.

»Hast du auch Namen und eine Telefonnummer von diesen Antiquitätenhändlern?« Ich konnte bloß hoffen, dass die nach Bon Temps kommen würden. Sonst würde ich glatt einen Lastwagen mieten müssen, um all den Krempel aus der Dachkammer nach Shreveport zu schaffen.

»Ja, in meinem Büro«, sagte Sam. »Ich habe selbst mit Brenda, der weiblichen Hälfte des Geschäftsduos, getradet, weil ich Jannalynn was Besonderes zum Geburtstag schenken will. Der ist bald. Und heute Morgen hat Bren-

da – Brenda Hesterman – angerufen und mir gesagt, dass sie ein paar Sachen hätte, die ich ansehen sollte.«

»Dann könnten wir morgen doch vielleicht zusammen zu ihr fahren?«, schlug ich vor. »Mein ganzes Wohnzimmer steht voller Krempel und einiges auch draußen auf der Veranda vorne, und das gute Wetter wird nicht ewig halten.«

»Könnte es nicht sein, dass Jason irgendwas davon haben will?«, fragte Sam zurückhaltend. »Ich meine nur, von wegen Familienkram und so.«

»Er hat sich vor etwa einem Monat schon einen kleinen runden Beistelltisch geholt«, sagte ich. »Aber ich sollte ihn vermutlich besser mal fragen.« Ich dachte kurz darüber nach. Das Haus und alles darin gehörte mir, da Gran es mir hinterlassen hatte. Hmmm. Ach was, eins nach dem anderen. »Fragen wir Ms Hesterman doch erst mal, ob sie sich die Sachen anschauen kommt. Und falls wertvolle Stücke darunter sein sollten, kann ich mir darüber immer noch Gedanken machen.«

»Okay«, erwiderte Sam. »Klingt gut. Soll ich dich morgen um zehn abholen?«

Das war eigentlich etwas zu früh für mich, um schon aufgestanden und fertig angezogen zu sein, weil ich Spätschicht hatte. Aber ich stimmte zu.

Sam schien sich zu freuen. »Dann kannst du mir sagen, was du von dem, was immer Brenda mir auch zeigen will, hältst. Wird bestimmt gut sein, die Meinung einer Frau zu hören.« Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar, das ihm (wie üblich) wirr vom Kopf abstand. Vor einigen Wochen hatte er es sich richtig kurz schneiden lassen, und jetzt war es im heiklen Stadium des Nachwachsens. Sams Haar hat eine schöne Farbe, so eine Art Rotblond; aber weil es von Natur aus lockig ist, schien es sich jetzt, da es nachwuchs,

nicht für eine einzige Richtung entscheiden zu können. Ich unterdrückte das Verlangen, eine Bürste hervorzuziehen und etwas Ordnung hineinzubringen. Denn das war nichts, was eine Angestellte für ihren Boss tun sollte.

Kennedy Keyes und Danny Prideaux, die stundenweise zur Aushilfe als Barkeeperin beziehungsweise Rausschmeißer für Sam arbeiteten, kamen herein und setzten sich auf zwei der leeren Barhocker. Kennedy ist eine wunderschöne Frau. Vor einigen Jahren hat sie bei der Wahl zur Miss Louisiana mal den zweiten Platz belegt, und sie sieht immer noch aus wie eine echte Schönheitskönigin. Ihr volles kastanienbraunes Haar glänzt nur so, und ihre Haarspitzen würden es gar nicht wagen, Spliss zu bekommen. Ihr Make-up ist makellos, sie geht regelmäßig zur Maniküre und Pediküre, und ein Kleidungsstück von Wal-Mart würde Kennedy nicht mal dann tragen, wenn ihr Leben davon abhinge.

Vor einigen Jahren war ihre Zukunft, die eine schicke Country-Club-Hochzeit im benachbarten Landkreis und eine große Erbschaft von ihrem Daddy hätte einschließen sollen, allerdings aus der Bahn geworfen worden, als sie nämlich wegen Totschlags im Gefängnis gelandet war.

Wie so ziemlich jeder, den ich kannte, war auch ich der Meinung gewesen, dass ihr Freund es verdient hatte, nachdem ich ihr blau und grün verfärbtes, angeschwollenes Gesicht auf den Fahndungsfotos gesehen hatte. Doch sie hatte schon gestanden, ihn erschossen zu haben, als sie die Polizei anrief, und seine Familie besaß einigen Einfluss, sodass Kennedy keine Chance gehabt hatte, davonzukommen. Sie war immerhin zu einer geringen Strafe verurteilt worden und wegen guter Führung frühzeitig entlassen worden, weil sie den anderen Insassen Benehmen und Körperpflege beigebracht hatte. Als Kennedy

ihre Zeit abgesehen hatte und wieder draußen war, hatte sie sich eine kleine Wohnung in Bon Temps gemietet, wo eine Tante von ihr lebte, Marcia Albanese. Und Sam hatte ihr so ziemlich gleich, nachdem er sie kennengelernt hatte, einen Job angeboten, den sie sofort annahm.

»Hey, Kumpel«, sagte Danny zu Sam. »Machst du uns zwei Mojitos?«

Sam holte die Minze aus dem Kühlschrank und machte sich an die Arbeit. Als er die Drinks fast fertig hatte, reichte ich ihm noch die Limettenscheiben.

»Was hast du denn heute Abend noch vor?«, fragte ich Kennedy. »Du siehst ja geradezu hinreißend aus.«

»Ich hab endlich fünf Kilo runter!«, rief sie, und als Sam eins der Cocktailgläser vor sie hinstellte, hob sie es in die Höhe und prostete Danny zu. »Auf meine einstige Figur! Und darauf, dass ich auf dem besten Wege bin, da wieder hinzukommen!«

Danny schüttelte den Kopf. »Hey! Du brauchst doch echt gar nix tun, um wunderschön auszusehn.« Ich musste mich wegrehen, um nicht entnervt aufzustöhnen. Danny war ein richtig harter Kerl und hätte in keiner entgegengesetzteren Umgebung aufwachsen können als Kennedy – die einzige Erfahrung, die die beiden teilten, war das Gefängnis –, aber herrje, es war kaum auszuhalten, wie der Kennedy anschnittete. Ich konnte noch dort, wo ich stand, die Hitze spüren. Man musste wahrlich nicht Gedanken lesen können, um Dannys glühende Verehrung zu erkennen.

Wir hatten die Vorhänge an den Fenstern nach vorne raus noch nicht zugezogen, und als ich bemerkte, dass es draußen schon dunkel war, ging ich darauf zu. Obwohl ich aus der hellen Bar auf den dunklen Parkplatz hinaussah, waren dort draußen Lichter zu erkennen und irgendwas

bewegte sich ... bewegte sich schnell. Auf die Bar zu. Den Bruchteil einer Sekunde lang dachte ich noch, *seltsam*, und dann sah ich das Aufflackern einer Flamme.

»Runter!«, schrie ich, doch das Wort hatte meinen Mund noch nicht ganz verlassen, da zerbarst auch schon die Fensterscheibe, und die Flasche mit dem feurig roten Inhalt landete auf einem der Tische, an dem niemand saß, zerstörte den Serviettenhalter und fegte die Salz- und Pfefferstreuer in irgendwelche Ecken. Brennende Servietten waren von der Wucht des Aufpralls aufgefliegen und segelten auf den Fußboden, die Stühle, die Leute. Der Tisch selbst war beinahe augenblicklich in Flammen aufgegangen.

Danny bewegte sich schneller, als ich es je bei einem Menschen gesehen hatte. Er stieß Kennedy vom Barhocker, klappte den Tresendurchgang auf und schob sie hinter die Bar. Einen kurzen Augenblick lang herrschte dort eine Art Stau, weil Sam mit einer sogar noch schnelleren Bewegung den Feuerlöscher von der Wand gerissen hatte und durch den Durchgang hindurch auf das Feuer zurennen wollte, um es zu löschen.

Ich spürte Hitze an meinen Oberschenkeln, und als ich an mir herabschaute, sah ich, dass meine Schürze von einer der Servietten Feuer gefangen hatte. Es ist mir zwar peinlich, aber ich muss zugeben, dass ich laut gekreischt habe. Sam wirbelte im Nu herum, sprühte mich an und wandte sich dann gleich wieder dem Feuer zu. Die Gäste schrien, versuchten, die Flammen zu ersticken, oder rannten in den Gang hinein, der an den Toiletten und Sams Büro vorbei zum hinteren Ausgang und Parkplatz führte. Einer unserer alten Stammgäste, Jane Bodehouse, blutete stark und hielt sich mit der Hand die zerschnittene Kopfhaut. Sie hatte am Fenster gesessen, nicht an ihrem üblichen Platz am Tresen, und war deshalb wohl von herum-

fliegenden Glasscherben getroffen worden. Jane taumelte und wäre gestürzt, wenn ich sie nicht am Arm gepackt hätte.

»Gehen Sie da lang«, schrie ich ihr ins Ohr und schob sie in die richtige Richtung. Sam sprühte mit dem Feuerlöscher in den größten Brandherd hinein und versuchte, ihn so nach bewährter Methode im Keim zu ersticken. Doch die brennenden Servietten, die überall hingeflogen waren, hatten noch viele weitere kleine Feuer verursacht. Ich schnappte mir die beiden Krüge mit Wasser und Tee vom Tresen und begann, den Flammen auf dem Boden systematisch zu folgen. Die Krüge waren voll, und so blieb die Wirkung nicht aus.

Einer der Fenstervorhänge hatte ebenfalls Feuer gefangen, und ich machte einige Schritte darauf zu, zielte sorgfältig und schüttete den restlichen Tee darüber. Doch die Flammen erstarben nicht ganz. Also griff ich nach dem verlassenen Glas Wasser, das auf einem der Tische stand, und ging viel näher an das Feuer heran, als ich eigentlich vorgehabt hatte. Immer wieder zurückzuckend goss ich die Flüssigkeit auf den qualmenden Vorhang. Hinter mir spürte ich eine seltsam flackernde Hitze, und ein abscheulicher Gestank stieg mir in die Nase. Da traf mich plötzlich mit großer Wucht ein Schwall Chemikalien im Rücken. Seltsam, was war das denn? Doch als ich herumfuhr, sah ich bloß noch, wie Sam sich mit dem Feuerlöscher in der Hand wieder von mir wendete.

Mein Blick fiel durch die Durchreiche direkt in die Küche hinein. Antoine, der Koch, war gerade dabei, alle Geräte auszuschalten. Sehr klug. In der Ferne hörte ich schon die Sirenen der Feuerwehr, doch ich war viel zu sehr damit beschäftigt, nach kleinen rötlich gelben Flammen Ausschau zu halten, um große Erleichterung zu empfinden.

Meine Augen trânten unaufhörlich vom Rauch und all den Chemikalien, und meine Blicke schossen wie ein Flipperball von hier nach dort, während ich wie eine Verrückte hustete und versuchte, aufflackernde Flammen zu entdecken. Sam war in sein Büro gerannt, um den zweiten Feuerlöscher zu holen, und tauchte mit dem Ding im Anschlag wieder auf. Wir wankten von einer Seite des Raums zur anderen, immer auf dem Sprung, die nächste Flamme zu ersticken.

Keiner von uns beiden sah irgendetwas anderes.

Sam zielte noch einmal auf die Flasche, die das Feuer ausgelöst hatte, danach stellte er den Feuerlöscher ab. Er beugte sich vornüber, beide Hände auf die Oberschenkel gestützt, und atmete schwer keuchend, so erledigt war er. Dann fing er an zu husten. Einen Augenblick später bückte er sich nach der Flasche.

»Nicht anfassen!«, rief ich eindringlich, und seine Hand hielt auf halbem Wege inne.

»Natürlich nicht«, erwiderte er mit Selbstvorwurf in der Stimme. Dann richtete er sich wieder auf. »Hast du gesehen, wer sie geworfen hat?«

»Nein«, sagte ich. Wir waren die Einzigen, die noch im Merlotte's waren. Ich konnte hören, wie die Feuerwehr näher und immer näher kam, und wusste, dass uns nicht mehr viel Zeit blieb, allein miteinander zu reden. »Könnten dieselben Leute gewesen sein, die manchmal draußen auf dem Parkplatz demonstrieren. Ich hab allerdings noch nie gehört, dass diese religiösen Spinner was für Brandbomben übrig haben.« Nicht alle in der Gegend waren begeistert gewesen, als sie nach der Großen Enthüllung der Vampire erfuhren, dass es auch noch Geschöpfe wie Werwölfe und Gestaltwandler gab, und das »Tabernakel des Heiligen Wortes« in Clarice hatte seine Mitglie-